

schauernder Stimme, daß ich ihr die Ringe, die sie wegen des Klavierspiels abgelegt hatte, wieder an die Finger stecken möchte, und ich that es und drückte ihre Hand an meine Lippen und . . . . . warum, sprach ich, haben Sie mich gestern so hart behandelt? und sie antwortete: »Verzeihen Sie mir, ich war sehr unartig«.

Was ich Dir, lieber Leser, hier erzählt, das ist kein Ereignis von gestern und vorgestern, es ist eine uralte Geschichte, und Jahrtausende, viele Jahrtausende werden dahinfließen, ehe sie ihren Schluß erhält, einen guten Schluß. Wisse, die Zeit ist unendlich, aber die Dinge in dieser Zeit sind endlich; sie können zwar in die kleinsten Teilchen zerfallen, doch diese Teilchen, die Atome, haben ihre bestimmte Zahl, und bestimmt ist auch die Zahl der Gestalten, die sich, Gott selbst, aus ihnen hervorbidden; und wenn auch noch so lange Zeit darüber hingehet, so müssen, nach den ewigen Kombinationsgesetzen dieses ewigen Wiederholungsspiels, alle Gestalten, die auf dieser Erde schon gewesen, wieder zum Vorschein kommen, sich wieder begegnen, anziehen, abstoßen, küssen, verderben, vor wie nach. — Und so wird es einst geschehen, daß wieder ein Mann geboren wird, ganz wie ich, und ein Weib geboren wird, ganz wie Maria, nur daß hoffentlich der Kopf des Mannes etwas weniger Thorheit, als jetzt der meinige, und das Herz des Weibes etwas mehr Liebe, als das ihrige enthalten mag, und in einem besseren Lande werden sich beide begegnen und lange betrachten, und das Weib wird endlich dem Manne die Hand reichen und mit weicher Stimme sprechen: »Verzeihen Sie mir, ich war sehr unartig«.

## Vierzehntes Kapitel. Wanderjahre.

„Seilige Schmerzen“ trieben den jungen Dichter, nachdem er den Sohnespflichten genügt, nunmehr in die Einsamkeit. Auch sonst war er voll Unmut und verdrossenen Sinn im Herzen hegend; die Angriffe des Grafen Platen auf seine jüdische Abstammung, auf den „Petrarka des Laubhüttenfestes“, den „unverschämtesten Sohn des Stammes Benjamin“, hatten ihn besonders geschmerzt; dazu aber wirkte noch die Erinnerung an seine eben zurückgelegte italienische Reise mächtig in dem Dichter nach. Alle diese Gefühle und Stimmungen versetzten ihn in eine eigentümliche Lage; er wollte sich von der Welt zurückziehen, in Ruhe und Einsamkeit seine Reiseerinnerungen niederschreiben. Am 20. Februar 1829 reiste er nach Berlin und dort blieb er etwa bis Mitte April. Dann siedelte er nach Potsdam über, wo er auf dem Hohen Weg Nr. 12 bei einem Herrn Witte vier volle Monate, von Anfang April bis Ende Juli des Jahres 1829, gewohnt hat. Warum er gerade Potsdam gewählt? Wahrscheinlich glaubte er, daß er dort so einsam wie möglich leben und doch auch zugleich, falls in ihm das Bedürfnis

nach Zerstreuung erwachen sollte, in dem nahen Berlin dieses werde befriedigen können. So war es auch. Schon am 22. April berichtete er seinem Freunde Moses Moser: „Ich befinde mich wohl und denke und arbeite. — Ach Gott! Wenn ich bedenke, wie wenig ich seit sechs Monaten gedacht und gearbeitet habe, so habe ich gute Gründe, zu denken und zu arbeiten. Ich sehe hier nichts als Himmel und Soldaten. Bücher sind hier genug, sowie auch Zeitungen. Die Dummheit der Menschen ist immer dieselbe, nur überall modifiziert nach Zeit und Ort. Es giebt keine neue Dummheit unter der Sonne, hätte Salomo sagen können“.



Friederike Robert.

Nach dem Bilde von Eduard Magnus.

Schon aus diesen Worten kann man die Stimmung ersehen, in der sich Heine damals befand. Sie klingt auch in allen folgenden Briefen und Billeten an Rahel, die Gattin Barnhagen von Enses, vor allem aber an die schöne Friederike Robert wieder, die er damals besonders innig verehrt und wiederholt besungen hat. „Schreiben Sie mir bald“, bittet er die schöne Schwäbin, „und erheitern Sie einen Menschen, den ein toller Gram verzehrt“. Und ein anderes Mal: „Es ist hier ein fatales Wetter, die Frühlingsblumen möchten gern gemütlich aufblühen, aber von oben bläst ein kalter Verstandeswind in die jungen Kelche, die sich ängstlich wieder schließen. »C'est tout comme chez nous!« flüstert mein Herz, mein Herz, das Sie und andere Leute trotz des schlechten Wetters sehr liebt!“

Mit Sehnsucht blickt er wohl manches Mal nach dem schönen und bewegten Berlin hinüber, wo es alle Tage etwas Neues giebt, während er nichts zu schreiben hat, — „außer, daß ich Sie liebe, denn ich lebe hier, wie Robinson auf seiner Insel — mein Stiefelputzer ist mein Freitag, die Hausmägde sind meine Lamas u. s. w. .... Ich befinde mich in jeder Hinsicht schlecht. Bin ich krank? dumm? verliebt? Wer kann das unterscheiden! Leben Sie wohl und grüßen Sie mir die Welt!“

Nur wenn ihn die Sehnsucht überwältigte, fuhr er nach Berlin, um sich bei Frau Rahel Trost zu holen oder im Kreise von Freunden das eigene Leid zu vergessen. An einem solchen Tage entstand das Heine-Bild von Franz Rugler, dem geistvollen Kunsthistoriker, der sich auch als Zeichner damals mit Erfolg versuchte. Ja, ohne Zweifel, so hat Heine nicht nur am 6. April, sondern auch all die folgenden Tage und Wochen ausgesehen.

Im wunderschönen Monat Mai geht es schon etwas besser; das Wetter ist mild und etwas freundlicher geworden, und der junge Dichter ist in der Lage, seiner schönen Freundin erzählen zu können: „Ein ganz einsamer Robinson bin ich hier nicht mehr. Einige Offiziere sind bei mir gelandet, Menschenfresser. Gestern Abend, im Neuen Garten, geriet ich sogar in eine Damengesellschaft und saß zwischen einigen dicken Potsdamerinnen, wie Apollo unter den Rühen des Admet. Vorgestern war ich in Sanssouci, wo alles grünt und blühet, aber wie! Du heiliger Gott! Das ist alles nur ein gewärmter, grünangestrichener Winter, und auf der Terrasse stehen Fichtenstämmchen, die sich in Orangenbäume maskiert haben .... Ich armes Ungeheuer, ich armer, verwünschter Prinz bin so kummerweidig gestimmt, daß ich sterben möchte, und ach! wer tot zu sein wünscht, der ist es schon zur Hälfte .... Ich bin so niedergeschlagen, so zerdrückt, so beengt — ach, ich möchte ein Käzchen sein!“

Freilich, wenn man den nächsten Brief Heines, an seinen Freund Moses Moser gerichtet, liest, so wird man diese Niedergeschlagenheit und Beengnis bald begreifen. Dieser Brief fängt mit den lapidaren Worten an: „Wenn Du mir nicht gleich 40 Thaler schickst, so werde ich auf Deine Kosten hier verhungern!“

Auch sonst hatte der Dichter manchen Grund zum Kummer, selbst nachdem er die 40 Thaler von Moser erhalten. „Das Wetter ist hier so schlecht, daß ich auf die Hoffnung, Dich morgen zu sehen, verzichten muß“, schreibt er im folgenden Briefe. „Ich habe mich seit vorigem Sonntag äußerst schlecht befunden und war gezwungen, zu Arzt und Apotheke zu schiden, jetzt geht's leidlich besser. Dieser Tage hat mich auch mein Verleger Campe hier besucht .... Seit meiner Bekanntschaft mit den beiden Cousinen ist meine Seele in Peking, Nanking und Tschong, ja an Orten, die meine Zunge nicht einmal aussprechen kann.“ Die Bekanntschaft mit den beiden Cousinen ist aber nichts als die Bekanntschaft mit dem chine-

sischen Roman „Ju-Kiao-Pi, oder die beiden Basen“, den Abel Rémusat 1826 unter dem Titel: „Les deux cousines“ übersetzt und der ein Jahr darauf (Stuttgart 1827) aus dem Französischen ins Deutsche übertragen wurde.

In den geisterbleichen „Florentinischen Nächten“ erzählt Heine eine eigentümliche Geschichte, halb aus Dichtung, halb aus Wahrheit gemischt, die uns von den beiden Basen und aus dem fernen China wieder nach Potsdam führt: „Ja, es ist höchst sonderbar, daß ich mich einst in ein Mädchen verliebte, nachdem sie schon seit sieben Jahren verstorben war. Als ich die kleine Bery kennen lernte, gefiel sie mir ganz außerordentlich gut. Drei Tage lang beschäftigte ich mich mit dieser jungen Person und fand das höchste Ergötzen an allem, was sie that und sprach, an allen Aeußerungen ihres reizend wunderlichen Wesens, jedoch ohne daß mein Gemüt dabei in überzärtliche Bewegung geriet. So wurde ich einige Monate darauf nicht allzutief ergriffen, als ich die Nachricht empfang, daß sie infolge eines Nervenfiebers plötzlich gestorben sei. Ich vergaß sie ganz gründlich und ich bin überzeugt, daß ich jahrelang auch nicht ein einziges Mal an sie gedacht habe. Ganze sieben Jahre waren seitdem verstrichen und ich befand mich in Potsdam, um in ungestörter Einsamkeit den schönen Sommer zu genießen. Ich kam da mit keinem einzigen Menschen in Berührung und mein ganzer Umgang beschränkte sich auf die Statuen, die sich im Garten von Sanssouci befinden. Da geschah es eines Tages, daß mir Gesichtszüge und eine seltsam lebenswürdige Art des Sprechens und Bewegens ins Gedächtnis traten, ohne daß ich mich dessen entsinnen konnte, welcher Person dergleichen angehörten. Nichts ist quälender, als solches Herumstöbern in alten Erinnerungen, und ich war deshalb wie freudig überrascht, als ich nach einigen Tagen mich auf einmal der kleinen Bery erinnerte und jetzt merkte, daß es ihr liebes, vergessenes Bild war, was mir so beunruhigend vorgegeschwebt hatte. Ja, ich freute mich dieser Entdeckung wie einer, der seinen intimsten Freund ganz unerwartet wiedergefunden; die verblichenen Farben belebten sich allmählich, und endlich stand die süße kleine Person bald wieder leibhaftig vor mir, lächelnd, schmollend, witzig und schöner noch als jemals. Von nun an wollte mich dieses holde Bild nimmermehr verlassen. Es füllte meine ganze Seele, wo ich ging und stand, stand und ging es an meiner Seite, sprach mit mir, lachte mit mir, jedoch harmlos und ohne große Zärtlichkeit. Ich aber wurde täglich mehr und mehr bezaubert von diesem Bilde, das täglich mehr und mehr Realität für mich gewann.... Ich konnte mich nicht mehr losreißen und ich verliebte mich in die kleine Bery, nachdem sie schon seit sieben Jahren verstorben. So lebte ich sechs Monate in Potsdam, ganz versunken in dieser Liebe. Ich hütete mich noch sorgfältiger als vorher vor jeder Berührung mit der Außenwelt, und wenn irgend jemand auf der Straße etwas nahe an mir vorbeistreifte, empfand ich die mißbehaglichste Beklemmung. Ich hegte vor allen Begegnissen eine tiefe Scheu, wie

solche vielleicht die nachtwandelnden Geister der Toten empfinden. . . . . Zufällig kam damals ein Reisender durch Potsdam, dem ich nicht ausweichen konnte, nämlich mein Bruder. Bei seinem Anblick und bei seinen Erzählungen von den letzten Vorfällen der Tagesgeschichte erwachte ich wie aus einem tiefen Traume, und zusammenerschreckend fühlte ich plötzlich, in welcher grauenhaften Einsamkeit ich so lange für mich hingelebt. Ich hatte in diesem Zustande nicht einmal den Wechsel der Jahreszeiten gemerkt, und mit Verwunderung betrachtete ich jetzt die Bäume, die längst



*So sag ich mir,  
früher, wann  
dann ich den  
1829  
H. Heine.*

Heinrich Heine. Gezeichnet von Franz Rugler 1829.

Nach dem Wandbesschen Kupferstich im Verlag von E. S. Schroeder in Berlin.

entblättert mit herbstlichem Reif bedeckt standen. Ich verließ alsbald Potsdam und die kleine Vern, und in einer anderen Stadt, wo mich wichtige Geschäfte erwarteten, wurde ich durch sehr eckige Verhältnisse und Beziehungen sehr bald wieder in die rohe Wirklichkeit hineingequält.“

Trennen wir nun Dichtung und Wahrheit in dieser Erzählung, so werden wir zunächst zu konstatieren haben, daß Heine nicht sechs, sondern nur vier Monate in Potsdam gewesen ist. Und nun begreifen wir auch, warum Heine gerade dort in einer so quälenden, mißbehaglichen, traurigen Stimmung gewesen ist. Ja, noch mehr, um einmal ein ernsthaftes Wort zu reden: Man wird gut thun, wenn man heute die italienische Reise liest und die Ausfälle gegen Platen und viele andere

darin sehr übel vermerkt, auf jene Gemütsstimmung Bedacht zu nehmen, die den Dichter erfüllte, als er in Potsdam diese Arbeiten in ununterbrochener Reihenfolge niederschrieb. Der letzte Brief aus Potsdam ist an den Baron Johann Friedrich von Cotta gerichtet. Er schickte ihm die italienische Reise für das „Morgenblatt“ und spricht die Hoffnung aus, daß dieser nichts Anstößiges darin finden möge.

Auch die Thatfache, daß sein Bruder Maximilian den Dichter in Potsdam besucht hat, entspricht der Wahrheit. Dieser hat in seinen „Erinnerungen“ uns selbst einen, allerdings nicht ganz genauen Bericht über diese Reise und einen sehr interessanten Besuch, den sie beide bei Heinrich Stieglitz und dessen Gattin abgestattet, mitgeteilt. Sie fanden da eine herzliche Aufnahme, und Charlotte Stieglitz ließ es sich nicht nehmen, ihnen einen wohlschmeckenden Kaffee vorzusetzen. Dennoch machte das junge Ehepaar auf beide einen ganz eigentümlichen, ja ängstlichen Eindruck; eine überquellende dichterische Phantastik trat überall bei ihnen unvermittelt hervor. Stieglitz und seine Gattin waren ernst, Seine dagegen ausgelassen heiter; die Unterhaltung kam auf den Heroismus der Frauen in der französischen Revolution. „Mit dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts“, rief Stieglitz pathetisch aus, „sind die thatvollen großen Frauencharaktere verschwunden und die Weiber sind hervorgetreten.“ — „Sie meinen doch die Berliner Waschweiber?“ unterbrach ihn lachend Seine. Da verfinsterten sich plötzlich die schönen Gesichtszüge Charlottens. Sie wandte sich zu ihrem Mann, legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte mit tiefem, schmerzlichem Ausdruck ihrer Stimme: „Also, du meinst wirklich, es giebt heutzutage keine Frauen mehr, wie jene Römerin Arria, welche ihrem Manne den blutenden Dolch wie eine Bonbonniere präsentierte?“ — „Jedenfalls“, setzte Seine hinzu, „gehörte er mehr zu den Weibern.“ Max Seine hat recht, wenn er in jenen Worten den Schlüssel zu der entsetzlichen Katastrophe im Leben Charlottens von Stieglitz, die sich bekanntlich später das Leben genommen, um ihren geliebten Mann durch einen großen Schmerz zu neuem poetischen Aufschwung zurückzuführen, gefunden zu haben glaubte. Auf dem Rückwege von diesem Besuch sagte Seine zu seinem Bruder: „Weißt du, Max, die sind nicht glücklich zusammen, die zanken nicht miteinander, sondern hadern mit dem Schicksal; das ist die schlechteste Sorte von Verdruß, und ich sage dir, entweder er wird verrückt oder sie begeht einen Selbstmord!“ Das war im Jahre 1829 und fünf Jahre später flog die Trauerkonde durch Deutschland, daß sich Charlotte Stieglitz das Leben genommen habe. . .

Seine sagte einmal, daß die zwei größten Uebel im Leben unglückliche Liebe und Zahnschmerz seien; an beiden hat er in Potsdam gelitten, und die Beschreibung seiner Zahnschmerzen und seiner Reise nach Berlin, um sich dort einen kranken Zahn ausziehen zu lassen, ist allerdings humoristischer als die Berichte von der blassen Berg und von der unglücklichen Charlotte Stieglitz. Es mag vielleicht

etwas frivol klingen, aber man wird es begreifen, wenn Heine einmal — und zwar zehn Jahre nach seiner Potsdamer Villegiatur — ausruft: „Gewährt man mir z. B. die Wahl zwischen einem bösen Gewissen und einem bösen Zahn, so wählte ich ersteres. Ach, es ist nichts gräßlicheres als Zahnschmerz! Das fühlte ich in Potsdam, ich vergaß alle meine Seelenleiden und beschloß, nach Berlin zu reisen, um mir dort den kranken Zahn ausziehen zu lassen. Welche schauerliche, grauenhafte Operation! . . .“ Und dann berichtet er weiter: „Sie können sich nicht vorstellen, wie zagen und bangen Sinnes ich während der dreistündigen Fahrt im Postwagen saß. Als ich zu Berlin anlangte, war ich wie gebrochen, und da man in solchen Momenten gar keinen Sinn für Geld hat, so gab ich dem Postillon zwölf gute Groschen Trinkgeld. Der Kerl sah mich mit sonderbar unschlüssigem Gesichte an; denn nach dem neuen Naglerschen Postreglement war es den Postillonen streng untersagt, Trinkgelder anzunehmen. Er hielt lange das Zwölfgroschenstück, als wenn er es wöge, in der Hand, und ehe er es einsteckte, sprach er mit wehmütiger Stimme: »Seit zwanzig Jahren bin ich Postillon und bin ganz an Trinkgelder gewöhnt, und jetzt auf einmal wird uns von dem Herrn Oberpostdirektor bei harter Strafe verboten, etwas von den Passagieren anzunehmen; aber das ist ein unmenschliches Gesetz, kein Mensch kann ein Trinkgeld abweisen, das ist gegen die Natur!« Ich drückte dem ehrlichen Mann die Hand und seufzte. Seufzend gelangte ich endlich in einen Gasthof, und als ich mich dort gleich nach einem guten Zahnarzt erkundigte, sprach der Wirt mit großer Freude: »Das ist ganz vorzüglich, soeben ist ein berühmter Zahnarzt von St. Petersburg bei mir eingekehrt, und wenn Sie an der Table d'hôte speisen, werden Sie ihn sehen.«

Heine ging nun zur Table d'hôte, die er „seine Hentersmahlzeit“ nannte, welche ihm aber wenig schmeckte; selbst sein Lieblingsgericht, Hammelfleisch mit Teltower Rübchen, widerstand ihm an jenem Tage. Sein Auge suchte fortwährend den schrecklichen Mann, den Zahnhenter aus St. Petersburg, und mit dem Instinkt der Angst hatte er ihn bald unter den übrigen Gästen herausgefunden. „Er saß fern von mir, am Ende der Tafel, hatte ein verzwicktes und verkniffenes Gesicht, ein Gesicht wie eine Zange, womit man Zähne auszieht. Es war ein fataler Rauz, in einem aschgrauen Rock mit blizenden Stahlknöpfen. Ich wagte kaum, ihm ins Gesicht zu sehen, und als er eine Gabel in die Hand nahm, erschrak ich, als nahe er schon meinen Kinnbacken mit dem Brecheisen. Mit bebender Angst wandte ich mich weg von seinem Anblick und hätte mir auch gern die Ohren verstopft, um nur nicht den Ton seiner Stimme zu vernehmen. An diesem Ton merkte ich, daß er einer jener Leute war, die inwendig im Leibe grau angestrichen sind und hölzerne Gedärme haben. Er sprach von Rußland, wo er lange Zeit verweilt, wo aber seine Kunst keinen hinreichenden Spielraum gefunden. Jedesmal wenn er sprach, ward

mir flau zu Mute und zitterte meine Seele. Mit Verzweiflung warf ich mich in ein Gespräch mit meinem Tischnachbar, und indem ich dem Schrecklichen recht ängstlich den Rücken zukehrte, sprach ich auch so selbst betäubend laut, daß ich die Stimme deselben endlich nicht mehr hörte. Mein Nachbar war ein liebenswürdiger Mann von dem vornehmsten Anstand, von feinsten Manieren, und seine wohlwollende Unterhaltung linderte die peinliche Stimmung, worin ich mich befand. Er war die Bescheidenheit selbst, die Rede floß milde von seinen sanft gewölbten Lippen, seine Augen waren klar und freudig, und als er hörte, daß ich an einem kranken Zahn litt, errötete er und bot mir seine Dienste an. „Um Gottes Willen“, rief ich, „wer sind Sie denn?“ „Ich bin der Zahnarzt Meier aus St. Petersburg“, antwortete er. Ich rückte fast unartig schnell mit meinem Stuhle von ihm weg und stotterte in großer Verlegenheit: „Wer ist denn dort oben an der Tafel der Mann im aschgrauen Rock mit blühenden Stahlknöpfen?“ „Ich weiß nicht“, erwiderte mein Nachbar, indem er mich befremdet ansah. Doch der Kellner, welcher meine Frage vernahm, flüsterte mir mit großer Wichtigkeit ins Ohr: „Es ist der Herr Theaterdichter Raupach!“

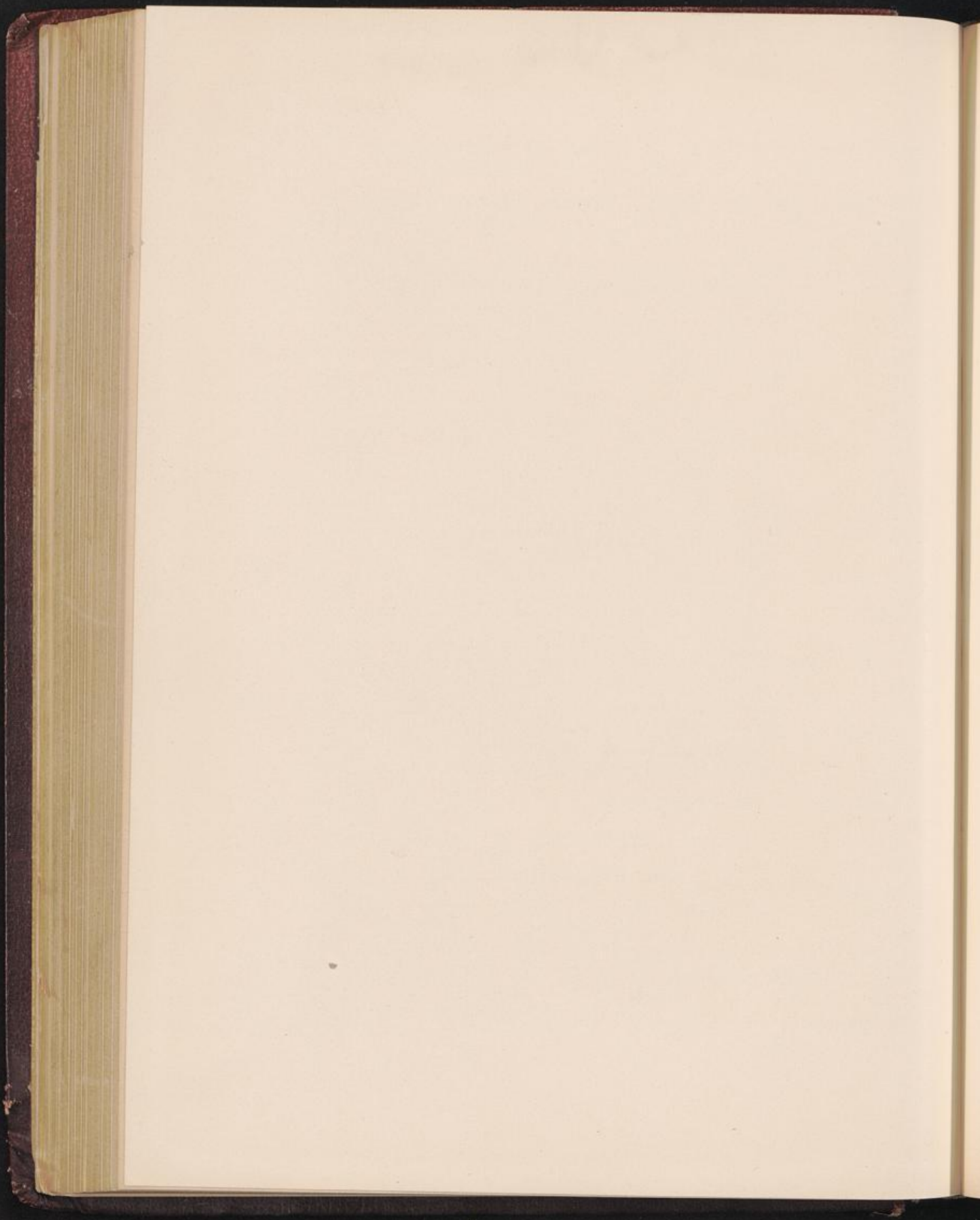
Wenn wir an die trüben Tage denken, die der Dichter in Potsdam zubrachte, und an den großen Schmerz, der ihn damals in die Einsamkeit bannte, so werden wir es begreifen, daß er für die Naturreize, die auf uns heute so nachhaltig einwirken, und für den eigentümlichen Eindruck, den die Stadt auf uns ausübt, unempfindlich gewesen ist. Dennoch erscheint auch ihm Potsdam als ein historisches Denkmal von dem Geiste Friedrichs des Großen, dessen große weltgeschichtliche Bedeutung der Heine von damals allerdings nicht erfaßt hat, ja überhaupt niemals erfassen konnte. Er schreibt über Potsdam: „Durch seine öden Straßen wandern wir, wie durch die hinterlassenen Schriftwerke des Philosophen von Sanssouci; es gehört zu dessen *oeuvres postumes*, und obgleich es jetzt nur steinerne Makulatur ist und des Lächerlichen genug enthält, so betrachten wir es doch mit ernstem Interesse und unterdrücken hier und da eine aufsteigende Lachlust, als fürchteten wir plötzlich einen Schlag auf den Rücken zu bekommen, wie von dem spanischen Röhrchen des alten Fritz“.

Wir müssen bedenken, daß Heine diese Zeilen gerade damals schrieb, als er in Potsdam lebte. Viele Jahre später in Paris, da ihn die Furcht vor dem spanischen Röhrchen des alten Fritz nicht mehr befiel, ist sein Urteil womöglich noch ungerechter und einseitiger, wenn er auf Potsdam und seine damaligen Verhältnisse zu sprechen kommt: „Ich spazierte dort mutterseelenallein in dem verschollenen Sanssouci unter den Orangenbäumen der großen Rampe. Mein Gott, wie unerquicklich, poefielos sind diese Orangenbäume! Sie sehen aus wie verkleidete Eichenbüsche, und dabei hat jeder Baum seine Nummer, wie ein Mitarbeiter am Brockhaus'schen Konversationsblatt, und diese numerierte Natur hat etwas so Psiffig-Langweiliges, so



Heinrich Heine.

Gezeichnet von Wilhelm Hensel 1829.



Korporalstöckig-Gezwungenes! Es wollte mich immer bedünken, als schnupften sie Tabak, diese Orangenbäume, wie ihr seliger Herr, der alte Fritz“.

Immer und immer wieder müssen wir daran denken, daß Heine in Potsdam nicht sonderlich heiter gestimmt war, und daß, wie er selbst sagte, der Leib mit seiner Seele damals eine Wette eingegangen, wer von beiden ihn am meisten quälen könne. Dann werden wir seine Urteile begreifen und werden, was uns unsympathisch und anstößig in den Angriffen auf Platen ist, entschuldigen, wenn auch keineswegs rechtfertigen können.

Um Leib und Seele aber wieder in die gehörige Ordnung zu bringen, ging der junge Poet, nachdem er in stiller Zurückgezogenheit seine Arbeit an den Reisebildern vollendet hatte, nach Helgoland.



Helgoland war damals als Seebad noch sehr jung. Es zählte in jenem Jahre etwas über zweihundert Badegäste, natürlich meistens aus Hamburg, Lübeck und Kiel. Heine wohnte bei dem Schiffer Broder Niffels, dessen verehrliche Dynastie aber, wie ich erfahren, leider ausgestorben ist. Das Haus liegt auf dem Oberland, dicht hinter der Kirche. Es war bis vor wenigen Jahren ein Restaurationslokal und trug als solches die Bezeichnung „Zur schönen Aussicht“, weil man von dem unter den Bäumen versteckten Glassalon einen prachtvollen Blick auf die am Meere untergehende Sonne genießen konnte. Jetzt ist die „Schöne Aussicht“ von der Marineverwaltung verbaut worden. Die Denktafel am Hause trägt die Inschrift: „Hier wohnte Heinrich Heine und dichtete einen Teil seiner Nordseelieder“. Wir besitzen nur einen einzigen Brief von Heine aus Helgoland. Aus diesem entnehmen wir aber, daß er schon am 6. August 1829 in Helgoland gewesen, und aus einem darauffolgenden Brief vom Oktober desselben Jahres ergibt sich die Thatsache, daß er zwei Monate in Helgoland geblieben ist.

Es ist interessant zu erfahren, daß Heine jedesmal, so oft er ein Schiff bestieg, seefrank geworden ist. Dennoch liebte er das Meer wie seine Seele. An seinen vertrauten Freund, Moses Moser, schrieb er aus Helgoland am 6. August 1829: „Ich habe mich nach einem kleinen Seesturm glücklich wieder hergefunden, wo ich mich wohl und heiter auf dem roten Felsen ergehe. Ich befinde mich in der That recht wohl und heiter. Das Meer ist mein wahlverwandtes Element, und schon sein Anblick ist mir heilsam. Ich bin, jetzt fühl ich es erst, unsäglich elend gewesen, als ich mich in Berlin befand; Du hast gewiß darunter leiden müssen“. Und dann weiter heißt es: „Alle Oceaniden lassen Dich grüßen. Ich wünschte, Du sähest mal das



Heines Wohnung auf Helgoland.

Meer, vielleicht begriffest Du die Wollust, die mir jede Welle einflößt. Ich bin ein Fisch mit heißem Blute und schwachendem Maule; auf dem Lande befinde ich mich wie ein Fisch auf dem Lande. Auch die Seehunde lassen Dich grüßen. Eine weiße Möwe, die ich gestern kennen lernte, läßt sich erkundigen, ob Gans sein Buch fertig ist? Lebe wohl. Es giebt wenig Papier auf Helgoland“.

Schon aus diesen wenigen Zeilen sieht man, daß Heine auf Helgoland in vorzüglicher Stimmung gewesen ist. Diese Stimmung hatte er immer im Seebade und besonders auf der Nordsee, der er ja in Norderney seine grandiosen poetischen Seebilder gewidmet hatte. Von allen Seiten hatte er das Leben an der See beleuchtet und dargestellt. Im Sommer 1823 lebte er in Cuxhaven, 1825 und 1826 in Norderney, und kein Dichter hat das Leben des Meeres in allen seinen Einzelheiten so wunderbar geschildert wie er.

Uebrigens wollte er schon 1823 nach Helgoland gehen. Er mußte aber in Rixbüttel bleiben. Wiederum in einem Briefe an Moser erzählte er damals sein Mißgeschick und seine erste Seekrankheit in folgender Weise: „Ich bin in diesem Augenblick wie zerschlagen. Die ganze Nacht habe ich auf der Nordsee herum-

geschwommen. Ich wollte nach Helgoland reisen, doch in der Nähe dieser Insel mußte der Kapitän wieder umkehren, weil der Sturm gar zu entsetzlich war. Es hat ganz seine Richtigkeit mit dem, was man von der Wildheit des Meeres sagt. Es soll einer der wildesten Stürme gewesen sein. Die See war eine bewegliche Berggegend. Die Wasserberge zerschellten gegeneinander, die Wellen schlugen über dem Schiff zusammen und schleuderten es hinauf und herab; Musik der Röhrenden in der Kajüte, Schreien der Matrosen, dumpfes Heulen der Wogen, Brausen, Summen, Pfeifen, Mordspektakel, der Regen gießt herab, als wenn die himmlischen Heerscharen ihre Nachtköpfe ausgießen, und ich lag auf dem Verdecke und hatte nichts weniger als fromme Gedanken in der Seele.

Nur wenig ist über seinen ersten Aufenthalt auf Helgoland zu berichten. Gedichtet und geschrieben hat er während dieser zwei Monate so gut wie gar nichts. Das Jahr 1829 war überhaupt wenig ergiebig für ihn. Schon in Potsdam hatte er den Schluß der „Reise von München nach Genua“, die „Bäder von Lucca“ und den Anfang der „Stadt Lucca“ geschrieben. Von Gedichten sind im ganzen nur fünf aus diesem Jahre bekannt, eins im „Neuen Frühling“ („Himmel grau und wochentäglich“), welches sicher in Hamburg entstanden ist, zwei aus den „Zeitgedichten“ („Warnung“ und „Geheimnis“), zwei aus den Romanzen und Fabeln („Zur Beruhigung“ und „Die ungetreue Luise“). Das ist das ganze Ergebnis des Jahres 1829.

Es entsteht nun die Frage: was hat Heine zwei Monate lang auf Helgoland gemacht? Ich vermute, daß er auf der Düne gesessen und dem wechselnden Spiel der Wellen zugehört hat. Auch der Flug der Möwen wird ihn beschäftigt haben. Die blöden Lummeln werden wohl schon damals durch ihr Geschrei an der Westküste der Insel oder durch ihr komisches Watscheln durch die Meeresflut allgemeine Heiterkeit hervorgerufen haben. Ob er am Dünenstrand auch nach Glückssteinen gesucht hat, wie wir heute, weiß ich nicht. Das aber glaube ich als ziemlich sicher annehmen zu können, daß er gern mit den alten Lössen auf der Falm gestanden und mit ihnen sich unterhalten hat. Ich bin überzeugt, daß sie ihm dann dieselben Fabeln aufgebunden haben, die sie uns heute mit behaglicher Breite erzählen, und auch das darf ich wohl als sicher annehmen, daß er von der alten Baake aus und von der Nordspitze des Oberlandes gar oft den Sonnenball in das Meer hinabsinken sah, ein Anblick, gleich großartig und erhaben an klaren Tagen wie bei Gewitterluft. Nicht minder schön mag ihm der Ausgang des Mondes, von der Falm aus betrachtet, erschienen sein, und sicher hat er die zauberhafte Wirkung, die das Meerleuchten in warmen Augustnächten hier ausübt, an sich erfahren. Alle diese Stimmungen haben auf sein poetisches Gemüt unzweifelhaft einen tiefen Eindruck hervorgebracht, und wenn sich

dieser auch nicht unmittelbar äußerte, so fühlen wir die Nachwirkung desselben doch überall da, wo er das Meer und sein Leben schildert.

Persönlichen Verkehr scheint Heine damals wenig auf Helgoland gehabt zu haben. Zum mindesten war es kein derartiger, daß er es der Mühe wert gefunden hatte, darüber zu berichten. Nur von zwei Badegästen erfahren wir, mit denen er in jener Zeit auf Helgoland bekannt war.

Der eine war der bekannte Kunstschriftsteller Karl Schnaase (1798—1875), der damals Rat bei dem Oberlandesgericht zu Marienwerder war, aber schon im nächsten Frühjahr als Prokurator an das Landgericht zu Düsseldorf versetzt wurde. Dort lebte er im anregendsten Verkehr mit Karl Immermann, und sicher hat er durch diesen Dichter Heine oft grüßen lassen, mit dem er den Sommer zuvor auf Helgoland näheren Umgang gepflogen. Ein anderer Badegast, der zugleich ein häufiger Begleiter Heines auf dessen Fahrten um die Insel war, hieß Vogt.

Im Februar des folgenden Jahres schrieb Heine an seinen Freund Immermann: „Sagen Sie an Herrn Schnaase, daß der Vogeljäger Vogt, der mit mir zuletzt auf Helgoland zurückblieb, sich bald nach meiner Abreise dort erschossen hat und zwar aus Liebesmelancholie. Ich hatte ihm schon vorher abgemerkt, daß ihm das Leben zur Last war, da er am liebsten bei hoher See zum Vogelschießen ausfuhr, wo ich ihn dann nur aus Ambition, um nicht ein Poltron zu scheinen, manchmal begleitet habe. Er schoß noch viele Vögel, manch hübschen Vogel und den merkwürdigsten zuletzt. Dies alles schrieb mir mein Freund, der Apotheker, der mir auch Damengrüße spedierte — sagen Sie das an Schnaase“.

Wir erfahren also aus dieser Notiz dreierlei. Zunächst, daß Heine mit dem Apotheker auf Helgoland freundschaftlich verkehrte, daß er mit genanntem Herrn Vogt oft um die Insel fuhr und — daß auch die Damen in seinem damaligen Badeaufenthalt in Helgoland nicht fehlten, was ja bei ihm ziemlich selbstverständlich ist.

In demselben Briefe an Immermann (14. März 1830) schreibt er auch noch folgendes: „Meine Gesundheit ist zerrüttet, und ich muß wieder in die Ruhe des Landlebens und in die Wellen des Meeres. Ich bleibe hier in der Nähe, bis ich wieder auf Helgoland baden kann“. Das hat Heine auch im Sommer desselben Jahres gethan. Ueber diesen zweiten, sehr interessanten, ja merkwürdigen Aufenthalt auf Helgoland sind wir aber bedeutend besser unterrichtet als über seinen ersten.

Wie Heine schon im März an Immermann geschrieben, reiste er auch wirklich anfangs Juli nach Helgoland und blieb dort bis Mitte September, also volle anderthalb Monate. Wir besitzen allerdings nur zwei Briefe des Dichters aus dieser Zeit, den einen an seine Schwester Charlotte Embden und den zweiten an

Karl Immermann; aber wir haben eine viel wichtigere Urkunde aus jenen Tagen, von der ich noch späterhin sprechen werde.

Heine hatte ein trübes Jahr hinter sich, als er diesmal nach Helgoland ging. Die Angriffe, die Freund und Feind wegen des dritten Teils der „Reisebilder“ gegen ihn erhoben, das Mißbehagen an den eigenen persönlichen Verhältnissen wie an den politischen Zuständen in Deutschland, das Gefühl der Ueberfättigung von Kunst- und Litteraturgeschwätz hatten ihn schon Monate vorher in die Einsamkeit nach dem kleinen Wandsbeck getrieben. Seit einiger Zeit hatte er sich in die Geschichte der Revolution von 1789 vertieft. Angefüllt Sehnsucht nach einem beschleunigten Gang der Ereignisse hatte sich seiner bemächtigt. In diesem Zustand kam er nach Helgoland. In dem Briefe an seine Schwester vom 28. Juli heißt es: „Ich kann mich der trüben Stimmung, die mich hier belastet, keineswegs erwehren und lebe im gesellschaftlichen Leben, das mir nie gut thut, schwache zu viel, denke zu viel, esse zu viel; habe viel Gekumm und Geflopf um die Ohren, und meine Kopfschmerzen sind in ihrer besten Blüte. Ich bin jetzt drei Wochen hier und bleibe vielleicht noch drei Wochen länger“. Auch über die Gesellschaft, in der Heine verkehrt, erfahren wir etwas, wenn auch nicht viel aus diesem Briefe: „Hamburger sind wenig hier, unter diesen die Schröder; wir speisen zusammen, kutschieren den ganzen Tag auf der Nordsee herum, und ich kann sie gut leiden — Dich liebe ich doch tausendmal mehr, ja millionenmal mehr! —“

Heine hatte also damals auf Helgoland besonders viel mit Wilhelmine Schröder-Devrient (1804—1860) verkehrt, die zu jener Zeit am Hoftheater in Dresden engagiert war und kurz vorher ihre Ehe mit Karl August Devrient gelöst hatte.

In dem Briefe an Karl Immermann vom 10. August desselben Jahres schreibt Heine: „Leider habe ich außer der allgemeinen Weltgeschichte noch so viel Privatgeschichten um die Ohren, daß ich die letzten Monate fast in stupider Betäubung zugebracht. Hier sind die Weiber meine Plage; ich glaube, wenn ich nach Nowa-Zembla ginge, würde ich doch von Tänzerinnen und Sängerinnen gemartert werden. Von ersterer Sorte habe ich die eine kaum abgefertigt, als mir die andere schon über den Hals kommt. Wieviel Privatkenntnis ich täglich erwerbe, davon haben Sie keine Idee, lieber Immermann!“

Daß sich der erste Passus auf die Schröder-Devrient bezieht, ist wohl klar; wer aber die Tänzerin gewesen sein mag, die den armen Weiberfeind damals auf Helgoland so „gemartert“ hat, das habe ich leider nicht in Erfahrung bringen können. Auch über die anderen Badebekanntschaften Heines hören wir von ihm selbst manches Nähere. Wir wissen, daß sein Hauswirt, ein prächtiger Seeman, berühmt

auf der ganzen Insel wegen seiner Unerfrodenheit in Sturm und Not, dabei gutmütig und sanft wie ein Kind gewesen ist und daß dessen Gattin „eine dicke Wirtin war“; wir wissen ferner, daß er als Stubennachbar einen Justizrat aus Königsberg gehabt hat, der Heine für einen Pietisten gehalten, da er immer, wenn er ihm einen Besuch abstattete, die Bibel in seiner Hand fand; „er möchte mich deshalb gern ein bißchen prickseln, und ein kaustisch ostpreussisches Lächeln beslimmert sein mageres hagestolzes Gesicht jedesmal, wenn er über Religion mit mir sprechen kann“. Ein anderer Nachbar Heines, der unter ihm wohnte, war ein Holländer „indolent und ausgebuttert wie der Käse, womit er handelt. Nichts kann ihn in Bewegung setzen; er ist das Bild der nüchternsten Ruhe, und sogar, wenn er sich mit meiner Wirtin über sein Lieblingsthema, das Einsalzen der Fische, unterhält, erhebt sich seine Stimme nicht aus der plattesten Monotonie. Leider wegen des dünnen Bretterbodens muß ich manchmal dergleichen Gespräche mit anhören.“

Auch dem damaligen Gouverneur von Helgoland wurde Heine vorgestellt. Es war dies, wenn ich recht unterrichtet bin, Sir Henry King, derselbe, der sich durch die Anlegung der berühmten Kartoffelallee auf dem Oberland und durch die Herstellung eines ziemlich guten Pflasters auf der Falm ein Verdienst um die Insel erworben hat. Es ist gerade jetzt besonders interessant, die Schilderung Heines über diese Vorstellung und über die englische Herrschaft auf Helgoland überhaupt zu lesen: „Als ich dem hiesigen Gouverneur präsentiert wurde, und dieser Stockengländer mehrere Minuten, ohne ein Wort zu sprechen, unbeweglich vor mir stand, kam es mir unwillkürlich in den Sinn, ihn einmal von hinten zu betrachten, um nachzusehen, ob man etwa dort vergessen habe, die Maschinen aufzuziehen. Daß die Insel Helgoland unter britischer Herrschaft steht, ist mir schon hinlänglich fatal“.

Das wichtigste Ereignis aber, das Heine während seines Badeaufenthaltes auf Helgoland erlebte, war die französische Julirevolution. Wir besitzen ein merkwürdiges Zeugnis darüber aus seiner eigenen Feder. Es sind dies die sieben Briefe, die er aus Helgoland vom 1. Juli bis 10. August schrieb, die er später als „zweites Buch“ in sein Buch über Börne einfügte, nachdem ihm Heinrich Laube geraten hatte, in das Werk einen „Berg“ zu setzen, damit das Persönliche hinter diesem einigermaßen verschwinde. Es kann aber gar keinem Zweifel unterliegen, daß diese sieben Briefe ursprünglich einen Teil seiner Memoiren gebildet haben, und es ist eine geradezu verblüffende Thatsache, daß wir seit länger als fünfzig Jahren im ungehinderten Besitz eines sehr wertvollen Bruchstücks der Memoiren Heines gewesen sind, ohne dessen gewahr zu werden.

Die Briefe besprechen die große Periode des Enthusiasmus von 1830; sie schildern drastisch die hoffnungslos niedergedrückte Stimmung, die der Julirevolution voranging, und die freudige Begeisterung, zu der ihn die Kunde von dem großen Ereignis

entflammte. Besonderes Interesse gewähren seine Betrachtungen über die Bibel, das Alte wie über das Neue Testament, und seine Bewunderung der beiden heiligen Werke. Außerdem liest er Paul Warnefrieds Geschichte der Langobarden, den Homer und einige Scharfeten über Hexenwesen, die ihm als Vorarbeiten zu seinen Studien für die „Götter im Exil“ dienen.

Am 6. August langte das dicke Zeitungspaket mit den warmen, glühendheißen Nachrichten vom Festlande an. „Es waren Sonnenstrahlen, eingewickelt in Druckpapier, und sie entflammten meine Seele bis zum wildesten Brand. Mir war, als könnte ich den ganzen Ozean bis zum Nordpol anzünden mit den Gluten der Begeisterung und der tollen Freude, die in mir loderten. . . . Ich lief wie wahnsinnig im Hause herum und küßte zuerst die dicke Wirtin und dann ihren freundlichen Seewolf, auch umarmte ich den preußischen Justizkommissarius, um dessen Lippen freilich das frostige Lächeln des Unglaubens nicht ganz verschwand. Sogar den Holländer drückte ich an mein Herz. . . . Aber dieses indifferente Fetzgesicht blieb kühl und ruhig, und ich glaube, wär' ihm die Juliussonne in Person um den Hals gefallen, Mynheer würde nur in einen gelinden Schweiß, aber keineswegs in Flammen geraten sein. . . . Ich möchte Mynheer prügeln!“

Und vier Tage später: „Von jenen wilden, in Druckpapier gewickelten Sonnenstrahlen ist mir einer ins Gehirn geslogen, und alle meine Gedanken brennen lichterloh. Vergebens tauche ich den Kopf in die See. Kein Wasser löscht dieses griechische Feuer. Aber es geht den anderen nicht viel besser. Auch die übrigen Badegäste traf der Pariser Sonnenstich, zumal die Berliner, die dieses Jahr in großer Anzahl hier befindlich und von einer Insel zur anderen kreuzen, so daß man sagen könnte, die ganze Nordsee sei überschwemmt von Berlinern. Sogar die armen Helgoländer jubeln vor Freude, obgleich sie die Ereignisse nur instinktmäßig begreifen. Der Fischer, welcher mich gestern nach der kleinen Sandinsel, wo man badet, überfuhr, lachte mich an mit den Worten: »Die armen Leute haben gesiegt.«“

Aber aus diesem wilden Rausch erhob sich Heine bald zu klarer Einsicht. Sein damaliger Badeaufenthalt auf Helgoland hatte eine hohe Bedeutung für ihn. In der Einsamkeit des meerumspülten Felsens kam er in jenen Tagen zu der Ueberzeugung von seinem künftigen Beruf: „Fort ist meine Sehnsucht nach Ruhe, ich weiß jetzt wieder, was ich will, was ich soll, was ich muß. . . .“

„Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeierten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zaubersegen ausgesprochen. . . .“

„Blumen! Blumen! Ich will mein Haupt befränzen zum Todeskampf. Und auch die Leier, reicht mir die Leier, damit ich ein Schlachtlied singe. . . . Ich bin ganz Freude und Gefang, ganz Schwert und Flamme!“